Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1932

244 (20.10.1932) Unterhaltung und Wissen

Visual Library

Unterhaltung und Wissen

Kleinkindnot

Krise in der Pädagogik!

Hier wird ein Heim geschlossen, dort ein Kindergarten. Kinder werden aus Heimen in die Familien zurückversetzt, wenn die Eltern erwerbslos geworden sind, — obwohl die Exmissionsgefahr dann näher rückt. Pfegeeltern werden herabgesetzt. Pflegeeltern schicken verwaiste oder uneheliche Kinder, die sie um des Pflegegeldes willen aufgenommen hatten, an die Behörde zurück, sobald auch nur geringe Erziehungsschwierigkeiten entstehen. So wechseln Pflegekinder oft zehnmal, in manchen Fällen bis fünfzigmal pro Kindesleben die Pflegeeltern. Man versteht, daß unter solchen Umständen von einer erzieherischen Wirkung der Familie keine Rede mehr sein kann, und daß die bestgemeinten Ratschläge der Pädagogen, Psychologen und Sozialbeamtinnen in solcher Wirklichkeit auf unfruchtbaren Boden fallen. Erwerbslosigkeit lichtet die Reihen der Kindergärtnerinnen, Sozialbeamtinnen und Junglehrer. Die Massen der Pädagogen aller Berufsgruppen geraten in Bewegung.

So erklärt sich der starke Besuch, den der Anfang Oktober in Berlin veranstaltete Kongreß für Kleinkind-Erziehung zu verzeichnen hatte. Der Bund Entschiedener Schulreformer als Veranstalter hatte die wichtigsten Organisationen für Kleinkind-Erziehung an einen Tisch gebracht: den Internationalen Verein für Individualpsychologie, den Deutschen Fröbel-Verband, den Verein Montessori-Pädagogik Deutschlands, die Deutsche Montessori-Gesellschaft, die Deutsche Psychoanalytische Gesellschaft, die Frauen-Waldorf-Schule Stuttgart. Unter den fünfhundert Kindergärtnerinnen, Leiterinnen, Lehrern, Aerzten waren viele Erwerbslose!

Paul Oestreich gibt in seiner Eröffnungsrede erschütterndes Zahlenmaterial über die durchschnittliche Lage des Kleinkindes in Deutschlands Großstädten bekannt. In Berliner Kindergärten und Kinderhäusern — auch in denen proletarischer Viertel — wurden rund 50 Proz. Einkinder festgestellt. Nur auf jedes fünfzehnte Kind kommt ein Kindergartenplatz. Die Sterblichkeit an verschiedenen Kinderkrankheiten ist im Proletariat drei- bis fünfmal so groß wie im Bürgertum. „Menschenwürde fürs Kleinkind!" lautet die Parole, die Oestreich dem Kongreß gibt. Sie wird von einigen Hauptreferenten nicht verstanden, von anderen nur schwächlich, sentimental, utopisch, abgewandelt. Im ganzen: Der Kongreß hat es nicht vermocht, die Massen der Pädagogen, die er in Bewegung setzte, zu analysieren, ihre Bedürfnisse und wirklichen Interessen zu erkennen und sie ihnen so zu zeigen, daß sie sich ihrer bewußt werden und entscheidende Konsequenzen ziehen können. Die kleinbürgerlichen und proletarisierten Erzieherinnen und Erzieher sind sozial entwertet wie das kleinbürgerliche und proletarische Kleinkind; sie stehen mit ihm in einer Front, und diese ihre Front ist ein Teil der Gesamtfront des für seine Befreiung kämpfenden Proletariats. Die Befreiung des Kleinkindes kann nicht früher erfolgen als die Befreiung der gesamten Jugend, und diese nicht eher als die Befreiung des Proletariats. Menschenwürde fürs Kleinkind fordern, heißt Menschenwürde und Befreiung für alle Unterdrückten fordern und sie organisieren für ihren eigenen Befreiungskampf. Das hätte gesagt werden müssen. Was aber wurde gesagt? Daß Fröbel vor 150 Jahren geboren wurde und gefühlvoll-niedliche Betrachtungen über die Mutter-Kind-Beziehung angestellt hat; daß Adler zum Trainieren des Mutes aufruft; daß man über die Kindergartentante, wenn man will, wie im Kabarett witzeln kann; daß die Psychoanalyse eigentlich nicht direkt für die Pädagogik verwendet werden will, immerhin aber dem erwachsenen Pädagogen eine Handhabe bietet, um sich mit einem Teil des Gefühlslebens des Kindes gegen eben dieses Kindes Widerstand zu verbünden (auf deutsch: das Kind gefügig zu machen!); daß Frau Montessori meine, man solle sich zunächst einmal eingehend mit dem Kleinkinde beschäftigen und mit ihm Frieden schließen, dann würde auch Friede auf Erden (unter den Erwachsenen) hereinbrechen! Mit anderen Worten: Es wurde eine reichliche Menge abseitiger Ideologie geboten, die das wenige Beherzigenswerte überwucherte.

Zu beherzigen wäre — wenn man vom ersten Kapitel (Schaffung der gesellschaftlichen Voraussetzungen für die Erziehung!) zum zweiten Kapitel (pädagogische Einzelheiten) übergehen will, — daß Fröbel, Pestalozzi, Adler, Montessori, Anna Freud und viele andere in der Tat wichtige Vorarbeiten geleistet haben, um den Säugling und das Kleinkind verstehen zu lernen, und daß wir ihre Beobachtungen und Versuche weiter verfeinern und im Massenmaßstabe durchführen müssen. Wichtig ist, alle bisher gemachten Erfahrungen zusammenzustellen, die brauchbaren herauszusondern und von aller überflüssigen Ideologie zu befreien. Auf dem Kongreß haben das fast nur die Diskussionsredner (aus der Versammlung) getan, und zwar unter der ungünstigen Bedingung äußerst kurzer Redezeit. Nur einer der 19 Hauptredner, Müller-Main, hat den sozialen Kern des pädagoisch-psychologischen Kleinkindproblems getroffen und damit den Anlaß zu einem engeren Zusammenschluß der sozialistischen Kongreßteilnehmer gegeben.

Ausstellungen sozialer Statistik, von Spielmaterial und Kinderarbeiten, Führungen durch sozialpädagogische Anstalten ergänzten die Vorträge und Diskussionen. Ein Tagungsbericht mit allen Referaten wird erscheinen (1,50 M.); ebenso interessant dürften die Leitsätze sein, die schon im letzten Hefte der „Neuen Erziehung" von jedem der einzelnen Kongreßredner veröffentlicht worden sind, denn sie zeigen, auf welchem Boden jeder steht.

M. R.

Reise durch Kastilien

Asturien, Kastilien, Burgos — Spaniens ganze Geographie klingt wie ein Gedicht, wenn man die Namen der Provinzen, Städte, Gebirge oder Flüsse aneinanderreiht. Das Gedicht hat keinen Sinn, den Gesetzen der Logik nach, wohl aber den höheren Sinn der Musik. Einige Namen klingen hell und hoch, die Farben sind Gold und leichtes Rot, wie Granada, Kastilien; andere wieder klingen tief und dunkel, sie sind blau und violett, wie Burgos und Bilbao.

Burgos. Das Wort klingt rund und voll. Zu ihm gehört nicht der helle und klare Begriff Zivilisation, sondern das dunkle, etwas verschwommene Wort Kultur. Kam es nun vom Klange des Wortes Burgos her oder vom Dom, daß die Stadt dunkel getönt war, als ich durch sie ging, trotz des Sonnenscheins, der über ihr lag, und der freundlichen Häuser ihrer Straßen? Von beiden. Sie ergänzen und verstärken sich. Dom, das Wort enthält alles: das Halbdunkel des geschwungenen Kirchenschiffes, die brennenden Fenster und den tiefen Tonfall des gesprochenen Wortes. Gotik, ernst und düster, spricht zur Seele, Barock, heiter und hell, zum Herzen. Wäre die Kathedrale romanisch oder barock, Burgos würde sich mit einem Schlage verändern. Aus seinen dunklen Gassen würden freundliche Gäßchen, aus den asketischen Priestern behäbige Pfaffen, wie man sie auf den Etiketten von Likörflaschen sieht, und die Mystik würde sich in Lebensfreude wandeln. So aber bleibt Burgos, wie es ist. Wer Spaniens Kirchen kennt, der kennt seine Vergangenheit und begreift seine Gegenwart. Von Gegenwart ist eigentlich in Burgos so gut wie nichts zu merken, trotz der Verkehrspolizisten vor dem Brückenkopf und vor der Kathedrale, trotz der Omnibusse, am Hauptplatze vor dem Palacio, wo die Königin einst Columbus nach seiner Rückkehr aus Amerika in Audienz empfangen hat, und trotz der Anschlagsäulen mit Kinoprogrammen und Streikparolen. Das ist nur versprengte Gegenwart. Bei Tage ist Burgos vergessenes 19. Jahrhundert und bei Nacht, wenn die Schritte der Nachtwächter in den Straßen widerhallen, Mittelalter. Man könnte glauben, die Leute hier hätten nie etwas anderes getan als in den Kirchen gebetet. Freilich, die vagen Empfindungen bewegen sich in einer luftverdünnten Sphäre. Sie sagen nichts aus vom Leben der Menschen um die Kathedrale, von ihrer Arbeit und ihren Sorgen. Die Geschichte wird abstrakt, eine Angelegenheit der Bildung; Fleisch und Blut sind aus ihr gewichen; es bleibt nur ein Hauch der Seele und des Geistes übrig. Reich ist nur die Kirche. Die Menschen, die sie besuchen, und jene, die sie befehden, sind arm. Burgos ist Spanien par excellence, wie es war, und wie es eine Zeitlang noch bleiben wird, trotz aller Fortschritte in der Republik. Hoher Klerus, Aristokratie, Militär, einige begüterte Familien, dann kommt lange, lange gar nichts, und erst dann kommen die vielen, von denen die wenigen immer noch leben.

Kastilien ist wie das Volkslied von der keuschen Jungfrau und dem reinen Jüngling, aber mit der ernüchternden Dissonanz: Hunger tut weh.

Von Burgos nach Madrid muß man im Auto oder im Omnibus fahren, nicht im Zuge, und möglichst im Spätsommer, am besten im September. Dann ist dort der Himmel am blauesten, die Luft am klarsten und das Farbenspiel der Landschaft am prächtigsten. Es ist ein Plateau in Regenbogenfarben, von einigen Bergketten und Gipfeln überragt. Zwei Farben bestreiten das Spiel, rot und blau. Aber das Rot ist so vielfach gestuft von Purpur bis Rosa, daß es in allen Farben irisiert. Die Schönheit ist einfach, groß und deshalb bewegend. Nichts vom Kitsch italienischer Postkarten. Der Boden ist rotes Gestein, zersprungen, zerrissen und zerklüftet von der Witterung, karg, unfruchtbar, manchmal imposant wie die Wüste. Korn, Hafer in den höheren Regionen, manchmal ganze Landstriche weit kein Halm, nie ein Baum, nicht einmal dürftiges Weideland für Schafe und Ziegen. Nur Felsen und Steingeblöck. Städtchen und Dörfer, die Hütten um die Kirche geschart, gewöhnlich auf einem kleinen Hügel gelegen; sie sind nicht zahlreich und sind arm wie in der Legende. Die Hütten, auch die Kirchen, sind aus rötlichen Steinen erbaut, mit Lehm notdürftig zusammengefügt, ohne Putz und Schmuck. Ein feiner Staub liegt auf ihnen, der im Sonnenlichte schillert. Männer und Frauen, jene in breiten Strohhüten, diese in Kopftüchern, beides tief in den Nacken gezogen zum Schutze gegen die sengende Sonne, dreschen Korn auf den Feldern oder häckseln Haferstroh. Keine Maschine, kein Tier hilft ihnen dabei. Alles ist primitiv. Alte Weiber und Kinder, Invaliden und Nichtstuer hocken vor den Haustüren im Schatten; im Winter werden sie sich in den letzten Winkel der Wohnung verkriechen, um sich zu wärmen. Oefen gibt es meistens nicht, und von Dezember bis März streicht ein eisiger Wind über das Plateau, und manche Orte liegen bis 1400 Meter hoch.

Ein Abgeordneter dieses Wahlkreises erzählte mir, die Bauern wüßten oft gar nicht, daß man jeden Tag essen könne. So sehen sie auch aus. Mager, häufig ausgemergelt, die Gesichter gefurcht und verbrannt von der Sonne, aber niemals, oder doch nur sehr selten, mürrisch und verdrossen, sondern meistens freundlich, liebenswürdig, ja, hilfsbereit. Sie sehen menschlicher aus als die gutangezogenen Bürger der Stadt. Warum, das ist nicht leicht zu erklären. Man fühlt sich eben zu ihnen hingezogen, wenn aus keiner höheren, so aus der einfachen Regung des Mitleidens. Dazu kommt ihre angeborene Menschenwürde, die ihnen eine tapfere Haltung verleiht. Der Boden gibt wenig her und was er hergibt, gehört meistens nicht ihnen. Sie sind Taglöhner mehr denn Bauern. Aber etwas haben sie allen anderen voraus: den Optimismus ihrer Namen. Sie heißen nicht einfach Heinrich und Hans, sondern Don Enriquo und Don Juan, und nicht Paul Schulz, sondern Don Pablo de la Mancha y Gonzales. Mit so einem Namen über die Straße zu gehen, da stellt sich die Menschenwürde von selbst ein. So ein Name drückt nicht nieder; er verleiht eher Flügel. Mit so einem Namen vergibt man sich nichts, wenn man die Hand nach einem Almosen ausstreckt. Sie sind alle Caballeros, auch die im groben Arbeitskittel.

Eine Wandlung ist in den Don Quichottes vorgegangen. Sie reiten nicht mehr gegen Windmühlen, sondern gegen Ausbeutung und Unterdrückung. Sie sind politisch erwacht.

Sophie Kramstyk.

Die vernachte Woche

ROMAN von C. F. FORESTER

Deutsche Rechte Th. Knaur Nachf., Verlag, Berlin.

(2. Fortsetzung.)

Nun, der Tod einer siebzigjährigen Dame, die ihr ganzes Leben lang schwer gearbeitet hat, ist ja nichts sonderlich Ueberraschendes, und der Doktor, den Harold geholt hatte, gab auch weiter keine Erklärungen ab, weder auf dem Sterbeattest, noch dem Knaben gegenüber. Und Harold, der im Verlauf der letzten zwölf Jahre gänzlich urteilsunfähig geworden war, machte sich weiter keine Gedanken, nicht einmal, als es sich herausstellte, daß ihr Bankkonto sich auf fünfzehn Schilling belief, und daß zu jedem einzelnen Möbelstück schon eine Schuldverschreibung gehörte. Ja nicht einmal, als er das Gesicht seiner Tante sanft, friedlich und gütiger, als es je im Leben gewesen war, vor sich sah. Er ahnte es nie — nie. Und das wäre der gestrengen alten Dame auch am liebsten gewesen.

So war Harold mit sechzehn eine Waise ohne einen einzigen Angehörigen auf der Welt. Er gestattete sich nicht einmal ein Gefühl der Erleichterung, auch hätte das die Erziehung seiner Tante, die ihn gelehrt hatte, Gottes Fügungen stumm hinzunehmen, gar nicht zugelassen. Er war ganz gefaßt. Mit fünf Pfund in der Tasche und einem winzigen Köfferchen (wem es ursprünglich gehörte, bleibe anheimgestellt) voll wunderbar geflickter Wäsche, gestopfter Socken und seinem besten Anzug zog Harold in die Welt hinaus, furchtlos, ahnungslos und unberührt.

Ein Posten wartete auf ihn: die Schule schickte ihn an eine der besten Stellen, die sie vorgemerkt hatte, und er wurde sofort angenommen. Harold kam als junger Anfänger in das Speditionsbüro einer Schiffahrtsgesellschaft, mit einem Gehalt, das beinahe doppelt so groß war wie das Einkommen, mit dem Fräulein Epping während des letzten Jahres den Unterhalt von ihnen beiden bestritten hatte. Eine zugrundegegangene Dame der Gesellschaft gab ihm Zimmer, Frühstück und Abendessen für fünfunddreißig Schilling die Woche; weitere fünfzehn kamen auf Fahrgeld und Mittagessen; mit den restlichen siebzehn Schilling sechs Pence begann Harold sich systematisch eine Garderobe und eine Sammlung der napoleonischen Literatur anzulegen.

Er war ohne Freunde und ohne Verwandte, aber, um die Wahrheit zu gestehen, er merkte es nicht. Die Frau des Doktors, kinderlos und sehr für ihn eingenommen, hätte sich viel aus ihm gemacht, aber er schüttelte sie ab. Sein Bedarf an kinderlosen älteren Frauen war gedeckt. Von anderen Frauen wußte er nichts. Er wünschte nichts als ein geordnetes Leben und eine Seele, die er sein eigen nennen durfte.

Im Kontor erregte Harold Aufsehen. Niemand von den Angestellten, nicht einmal der abgearbeitete Alte, der sein Leben hier verbracht hatte, war so ordentlich, seine Pedanterie, seine Pünktlichkeit, sein gesunder Menschenverstand standen in scharfem Gegensatz zu der Schludrigkeit der jungen Frauenspersonen, aus denen die Firma ihr Personal wohl oder übel rekrutieren mußte. Vierzehn Monate lang blieb Harold auf diesem Posten, erst die letzten drei Kriegsmonate und dann während des ganzen hektischen Optimismus und des irrsinnigen Arbeitstrubels der Hochkonjunktur von 1919. Sein wöchentliches Gehalt blieb sich gleich, sein häusliches Leben (sofern man überhaupt von einem solchen sprechen konnte) blieb sich gleich, seine Gewohnheiten blieben sich gleich. Er bemerkte mit leisem Widerstreben eine wachsende Vorliebe für das Theater bei sich; Parterresitze waren nicht teuer, und er zahlte ja nur für einen Sitz. Es wäre ihm nie im Traum eingefallen, sich jemals im Kontor einer der gewissen flüsternden Gruppen zuzugesellen. Er versuchte sich nie mit heimlichen Ellbogenstößen und verstohlenen Küssen, wie sie das Dasein der übrigen Männlein und Weiblein des Personals erhellten. Und die Mädchen hatten in kürzester Zeit herausgefunden, daß er nicht den geringsten „Schneid" hatte, worauf sie ihn aus tiefster Seele so ignorierten, als gehöre er zum Inventar des Kontors. Es hätte ihm nichts gemacht, sogar wenn er es gemerkt hätte.

Aber nach dem großen Aufschwung kam der Krach, und eine Panik bemächtigte sich der City. Die Schiffahrtsgesellschaften wurden am härtesten davon betroffen — gab es doch überhaupt so gut wie keine Ladung, so daß Flüsse und Häfen der ganzen Welt von leeren Frachtdampfern übergingen. Eine Gesellschaft nach der anderen liquidierte; im Verlauf von wenigen Wochen waren die Aktien, die vorher nur mit Agio zu erwerben gewesen waren, so gefallen, daß sie aus fanatischer Angst vor den Folgen buchstäblich verschenkt wurden. Harolds Firma verkrachte mit den anderen, in zehn Tagen stürzte das solide Unternehmen in den Bankrott hinein. Eine auffallend stille Schar von Angestellten verließ in dem Bewußtsein, daß sie von nun an arbeitslos waren, das Kontor, und Harold war unter ihnen. Er gehörte nicht einmal zu den wenigen Ausnahmen, die der Konkursverwalter noch eine kostbare Woche lang behielt, damit sie ihm helfen sollten, das Chaos zu ordnen.

Die ersten Tage war er nicht besonders ängstlich. Es war ihm ja noch nie schwer gefallen, eine Stellung zu bekommen. Ein Besuch bei dem Sekretär der Schule aber wirkte wie eine kalte Dusche. Eine Stelle? In dieser Zeit des großen Krachs gab es keine Stellen. Bessere Leute als Harold mußten die Straße fegen oder bettelten um eine Anstellung bei der Polizei. Und Harold war so jung — noch nicht einmal achtzehn —, und hatte doch erst ein Jahr hinter sich. Er sollte aber jedenfalls mit dem Schulsekretariat in Verbindung bleiben, vielleicht würde sich doch etwas finden.

Es verging eine lange Zeit, ehe sich etwas fand.

Zehn furchtbare Monate lang erfuhr Harold, was es heißt, auf dem Hund zu sein. Er lernte seine Kleider verpfänden; er zog aus seinem schönen Zimmer aus und lernte nun aus erster Hand die gräßlichen Quartiere südlich der Themse kennen, und Hunger, Schmutz und Ungeziefer. Vierzehn Tage lang schwitzte er sich auf einem Rad mit überladenem Beiwagen die Seele aus dem Leib, um für einen Gemüsehändler in der Stadt umherzufahren, bis der Sohn eines Freundes dieses Gemüsehändlers ihn um seine Stelle brachte, weil er bereit war, um fünf Schilling billiger die Woche zu arbeiten. Er erfuhr, daß man sich reihenweise anzustellen hat, um der Gnade teilhaftig zu werden, für einen Tag im Obdachlosenquartier zahlen zu dürfen; er schlief — oder versuchte zu schlafen — in Arrestlokalen, bei der Heilsarmee, in Kirchen und unter Brückenbogen. Er lernte Bananen verkaufen — in Covent Garden um vier Uhr morgens vierzig Bananen kaufen, um sie während des Tages in Camberwell um drei Halfpence zu verkaufen und dabei eine halbe Krone zu verdienen. Aber dann mußte er abends auf der Hut sein, um nicht von der Bande, in deren Revier er gewildert hatte, überfallen und verprügelt zu werden. Das war ihm einmal passiert, und kalter Schweiß trat auf seine Stirn, wenn er nur daran dachte, wenn die Nagelschuhe ihm einfielen, mit denen man ihm in Bauch und Lenden trat, während er, die Arme vor dem Gesicht, auf dem Pflaster rollte.

(Fortsetzung folgt.)

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg